



Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von

Bonn, 1922

XIV. Bild Deutschlands vor und nach dem Weltkriege. Wie kann Deutschland politisch einig werden? - Was mich aufrecht erhielt.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

Volk in diesen Kriegsjahren geleistet und ertragen hat, gereicht ihm zu hohem Ruhm. Stolz können wir auf unsere gesunkenen Fahnen schauen: dies bleibt unser Trost in unserem Elend und unsere Hoffnung für die Zukunft!

XIV. Kapitel.

Das Bild Deutschlands vor und nach dem Weltkriege.

Als treuer Chronist, der gern ein klares Bild des Lebens und Treibens seiner Zeit geben möchte, kann ich mir die schmerzliche Aufgabe nicht ersparen, den Zustand Deutschlands, wie er sich bald nach dem Kriege und nach der politischen Umwälzung darstellte, zu schildern und mit dem Eindruck, den man von unserem Vaterlande vor dem Kriege bekam, zu vergleichen.

Vor dem Kriege boten alle deutschen Städte, besonders Berlin, ein Bild größter Ordnung und Sauberkeit. Vielfach habe ich dies von Ausländern bestätigen gehört. Ich selbst konnte ja viele Vergleiche anstellen, da ich in Amerika New York, Philadelphia, St. Louis Mo., Boston, Baltimore und Mexiko, in England London, Glasgow, Edinburg, Oxford, Cambrigde, Aberdeen und Dublin, in Frankreich Nancy, Paris, Lyon, Dijon, Bordeaux und Marseille, in Holland und Belgien Amsterdam, Leiden, Utrecht, Haarlem, s'Gravenhage, Lüttich, Löwen, Antwerpen und Brüssel, auf der Pyrenäischen Halbinsel Barcelona, Burgos, San Sebastian, Zaragoza, Madrid, Granada, Sevilla, Cadiz und Lissabon, in Italien Venedig, Mailand, Turin, Bologna, Florenz, Rom, Palermo und Neapel, in den Skandinavischen Reichen Kopenhagen, Kristiania und Stockholm, in Rußland St. Petersburg, Moskau, Kiew und Odessa, in Rumänien Jassy und Bukarest, in Österreich Wien, Prag, Graz, Krakau und Innsbruck, in Ungarn Preßburg und Budapest, in der Türkei und Ägypten Konstantinopel, Brussa, Smyrna und Kairo, in Afrika noch Tunis und in Griechenland Athen kennen gelernt hatte. Ich habe hier nur die Hauptorte genannt. Diese Vergleiche ließen klar erkennen, daß Deutschland in seinen Städtebildern, was Ordnung und Sauberkeit anlangte, in der vordersten Reihe stand. Straßenbilder, wie ich sie namentlich in London, Edinburg und besonders in Dublin gesehen habe, waren in Deutschland nicht zu finden.

Denselben guten Eindruck, und hier kann ich wohl sagen, einen besseren als überall sonstwo, gewann man von unserem Verkehrswesen, Landstraßen, Eisenbahnen, Postwesen. Unsere Gasthöfe, früher in mancher Beziehung den englischen nachstehend, waren ihnen in der letzten Zeit völlig gleich geworden und den meisten Gasthöfen der übrigen Länder überlegen. Namentlich konnte man auch in vielen kleineren Städten Deutschlands auf gute Unterkunft rechnen. Und wie gut war es mit unserem Münzwesen bestellt, wo wir Papiergeld nur in größeren Stücken kannten und wir darin den übrigen Staaten mit metallischen Verkehrsmünzen völlig gleich standen.

Und die Menschen! Im Großen und Ganzen — Ausnahmen gibt es ja, namentlich in den Großstädten, überall — wie gut hielten sie sich! Man hatte fast durchweg den Eindruck, daß, besonders in den kleineren Städten und auf dem Lande, die Bevölkerung in einem zufriedenstellenden Wohlstande lebte, der sich von Jahr zu Jahr sichtlich hob. Auch war die Regierung bemüht, da wo es nottat, bessernd und helfend einzugreifen. Das ist ja auch in allen Kulturstaaten der Fall gewesen; namentlich war das in Italien und Spanien zu bemerken, wie sehr sich da in den letzten Jahren vor dem Kriege die Zustände gebessert hatten. Was ich hier Gutes von Deutschland sage, soll nicht nur von ihm allein gelten.

Und jetzt, ein Jahr, nachdem der Waffenstillstand geschlossen ist, wie sieht es da in Deutschland aus? Mit einem Worte: Verwahrlost! Man hat in den Kriegsjahren nicht die dauernd nötigen kleinen Arbeiten zur Instandhaltung der Bauten und Straßen in genügender Weise ausführen können und das machte sich bald überall fühlbar. Die Revolutionszeit hat nun noch Schlimmeres dazu gebracht: Zerstörungen und Beschädigungen vieler öffentlicher Gebäude in den großen Städten, vor allem in Berlin. Die vielen Streiks, die zum Teil gerade dadurch verursachte Teuerung hindern, daß die Wiederherstellungsarbeiten alsbald und im nötigen Umfange ausgeführt werden, ebenso ist es aus demselben Grunde zur Zeit schwierig, die Reinhaltung der Straßen in der früheren Weise durchzuführen. In Berlin fällt dabei höchst abstoßend das Bekleben der Häuser, namentlich auch der öffentlichen Gebäude, mit Plakaten aller Art auf. Während der Vornahme der Wahlen geschah das geradezu in der unsinnigsten Weise. Und noch länger als ein halbes Jahr später fand man die zerfetzten

Reste dieser Plakate überall. Kurzum, Berlin vor allem hatte ein unsauberes, beflecktes Kleid angezogen. Nur mit Trauer konnte man ansehen, was aus der früher so sauberen Stadt geworden war.

Auch in unserem Verkehrswesen war eine wesentliche Verschlechterung eingetreten. Zunächst eine große Erschwerung dadurch, daß wegen Mangels an geschultem Personal, wegen der Kohlenknappheit und vor allem auch wegen der sich vielfach wiederholenden Streiks der bisherige Betrieb nicht aufrecht erhalten werden konnte. Briefe brauchten die doppelte, ja dreifache Zeit zur Beförderung im Inlande, nach dem Auslande eine noch mehrfache. Verspätungen der Bahnzüge oft um halbe, ja ganze Tage waren nicht Ausnahme, sondern Regel. Und da nun viel weniger Züge verkehrten, waren die laufenden sämtlich in einer kaum zu beschreibenden Weise überfüllt. Es verkehrte fast kein D-Zug, in dem nicht alle Gänge mit Reisenden und Paketen so besetzt waren, daß man sich kaum darin bewegen konnte; in den einzelnen Abteilen fand man gar nicht selten die doppelte Zahl der Reisenden und darüber. Wenn das Reisen mit der Bahn überhaupt schon kein Vergnügen ist, so war es auf den vielbenutzten Strecken jetzt zur Qual geworden. Dazu kam, daß in manchen Abteilen der Wagen die Fenster gesprungen oder gänzlich zertrümmert waren; in Abteilen der ersten und zweiten Klasse fanden sich zerrissene und beschmutzte Polsterungen; die ganze früher so sorgfältig gewahrte Reinlichkeit ließ viel zu wünschen übrig. Da uns die Materialien und die erforderlichen Betriebskräfte fehlen, werden wir noch lange mit diesen Zuständen zu rechnen haben.

Ebensolche Stockungen und damit die Überfüllung der Wagen machten sich besonders auch in den großen Städten, vor allem in Berlin, geltend. Da waren es die Streiks des Personals der verschiedenen Verkehrsbetriebe selber: Stadtbahn, Untergrundbahn, Straßenbahn, dann die der Elektrizitätswerke und der Kohlenarbeiter, die bald den einen, bald den anderen Betrieb lahmlegten. War ein Betrieb gestört, so waren natürlich die anderen gleicher Art überfüllt in Anspruch genommen und wenn gar nur ein Verkehrsweg offen stand, so kamen Überfüllungen vor, die jeder Beschreibung spotten. Mehrere Male habe ich es unter solchen Umständen erlebt, daß wir in einem Wagen der Untergrundbahn so dicht zusammengedrängt standen, daß die Atembewegungen merklich erschwert waren. Ein

anderesmal mußte ich sechs Bahnzüge vorüberfahren lassen, ehe ich endlich mit Mühe in dem folgenden Platz fand. Auch bediente man sich oft der Taktik, in einem Wagen der entgegengesetzten Richtung bis zum Endpunkte der Strecke zu fahren, um nun dort bei dessen Rückfahrt den Platz für die Fahrt, die man wünschte, sich verschaffen zu können.

Bei Behinderungen mehrerer Verkehrsarten kamen dann schnell die sogenannten „wilden Wagen“, wie man sie nannte, auf, Gefährte aller Art, meist Markt- und Gütertransportwagen, die für hohe Preise sich dem Publikum zur Verfügung stellten. Meist verkehrten sie zwischen den einzelnen Bahnhöfen und waren fast stets gut besetzt. Man zahlte aber für die Strecken, die man mit der Straßenbahn oder Untergrundbahn für 10 bis 20 Pfennige durchfahren konnte, 2 bis 3 Mark. Dabei ging's ohne allerlei Streiterei, aber auch ohne den Humor, den der Berliner unter solchen Umständen immer noch zur Verfügung hat, nicht ab. So erregte es einmal große Heiterkeit, als ein solcher Marktwagen mit Reisenden, von denen ein Teil in der Mitte des Wagens aufrecht stand, von seinem Standplatze abfuhr und man auf der hinteren Wand in großen Buchstaben las: „Frischer Stangenspargel, I. Qualität.“

Nach und nach schwanden unsere schönen und bequemen Gold- und Silbermünzen gänzlich aus dem Verkehr und wir sind zu Ende des Krieges völlig in die Papiergeldwirtschaft hineingekommen, ja noch tiefer gesunken, denn die einzelnen Städte waren genötigt, aus Mangel an Nickel- und Kupfermünzen Papierblättchen — anders kann man sie nicht nennen —, mit den Nennwerten von 50, 25 und 10 Pfennigen auszugeben. Und wie schmutzig und zerrissen sahen schließlich die Scheine von kleineren Werten bis zu den 5 Markscheinen, die rasch durch viele Hände gingen, aus! Man scheute sich fast, sie in die Hand zu nehmen; sie waren, um ein berühmt oder berüchtigt gewordenes Wort zu gebrauchen, ein „Fetzen Papier“. Wer hat das zu Anfang des Krieges für möglich gehalten, daß wir so weit herunter kommen würden!

Die große Teuerung, die sich auf alle Dinge erstreckte, hatte ihren Grund vornehmlich in den großen Mengen von Papiergeld, die alle kriegführenden Staaten herzustellen und auszugeben gezwungen waren. Deutschland und Österreich-Ungarn, als Unterlegene, wurden

am schwersten davon betroffen. Um ein Bild davon zu geben, seien einige Preise genannt, die man im Winter 1920 in Berlin zahlen mußte. Für ein Pfund Butter 30 Mark, für ein Ei 2 Mark bis 2,50 Mark, für eine 15pfündige Gans 200 Mark, für ein Paar Lederstiefel 300 Mark, für einen wollenen Männeranzug 1000 Mark. Für eine Flasche Rhein- oder Moselwein 15—20—30 Mark, für eine Flasche französischen Champagner 180 bis 200 Mark. Aber auch die notwendigsten Lebensmittel mußten mit verhältnismäßig gleich hohen Preisen bezahlt werden, den 10- bis 20-fachen des früheren.

Eine der schlimmsten Folgen des Krieges und vor allem der Revolution war die bald nach dem Sturz der bisherigen Regierung eintretende öffentliche Unsicherheit. Die letzten Kriegsjahre ließen schon die Anfänge erkennen, da eine größere Anzahl von Polizeimannschaften zum Kriegsdienste eingezogen wurde und kein genügender Ersatz zu beschaffen war. Ungleich größer aber stellte sie sich alsbald nach der Revolution ein. Kein Wunder, denn, wie bemerkt, war eine der ersten Sorgen der aufständischen Massen überall die Öffnung der Gefängnisse gewesen, aus denen dann auch die schwersten Verbrecher entkamen. Und es ist ja klar, daß, wenn die bisherige Autorität gestürzt wird, in allen bestehenden Ordnungen ein Nachlaß eintritt, bis die neue Obrigkeit sich völlig gefestigt hat. Daß auch die Entbehrungen und Teuerungen, die der Krieg uns gebracht hat, dazu beigetragen haben, Raub und Diebstahl zu fördern, soll nicht in Abrede gestellt werden. Das machte sich besonders bemerklich durch das häufige Verschwinden von Sendungen im Bahn- und Postverkehr, vor allem solcher, in denen Lebensmittel oder Bekleidungsstoffe vermutet wurden. Schwerer wurden natürlich die vielen Einbrüche und Raubüberfälle empfunden; ganze Banden bildeten sich für diese Dinge. Auch die Zahl der Morde nahm in erschreckender Weise zu.

Über allen diesen beklagenswerten Übelständen schwebte das allgemein empfundene Gefühl, daß die neugebildete Regierung keinen Bestand haben werde. So lebte man in Deutschland unter dem Druck der harten Waffenstillstands- und Friedensbedingungen von außen und in dem Empfinden der Unordnung, Unbestimmtheit und Unsicherheit im Innern wahrlich in einem traurigen Zustande, der uns Älteren, die wir bessere Zustände gekannt hatten, auf die Dauer das

Leben nicht mehr lebenswert erscheinen lassen konnte. Zu einem rein frohen, freien Aufblick konnte es selbst bei sonst recht freudigen Familienerlebnissen und im Freundeskreise nicht mehr kommen. Wie ein trüber Schleier hing über dem allem das nicht weichende Bewußtsein unserer traurigen Gesamtlage.

Am schwersten aber, trotz der harten Friedensbedingungen und der durch die Teuerung verursachten Entbehrungsnoté noch Mut und Freudigkeit am Leben aufrecht zu erhalten, wurde es dadurch, daß man die Deutschen nicht als ein „einig Volk von Brüdern“ aus dem Kriege hervorgehen sah. Meist pflegt doch ein gemeinsam zu tragendes Unglück die Menschen einander näher zu bringen; aber nichts von dem war in Deutschland zu bemerken. Und das ist mir als das Allertraurigste erschienen! Das alte Parteigezänk setzte sich in unserer neuen Nationalversammlung fort, die religiösen Gegensätze zeigten sich alsbald wieder wie bisher; der Partikularismus der einzelnen deutschen Staaten regte sich in unverminderter Weise nach wie vor. Da zeigte es sich klar, daß es zu einem starken deutschen Nationalbewußtsein, dessen sich unsere Gegner, die Engländer, Franzosen, Italiener und die Polen, letztere ungeachtet ihrer mehr als hundertjährigen Unterdrückung, erfreuen, noch nicht gekommen war, selbst nach der Errichtung des neuen deutschen Kaiserreiches. England, Frankreich und jüngst, vor den Augen von uns Älteren, Italien, sind auch, wie wir, aus früher selbständig bestehenden Einzelstaaten zusammengeschweißt worden und damit hat sich bei ihren Bewohnern das starke einheitliche Nationalgefühl entwickelt. Der Franzose ist in erster Linie Franzose und erst in zweiter Normanne, Bretagner, Provençale oder Gascogner und so bei den genannten Völkern überall. Bei uns ist es umgekehrt: da kommt der Bayer, der Preuße, der Sachse zuerst und dann der Deutsche.

Es wäre jetzt meines Erachtens wohl der Mühe wert, den schon gemachten Vorschlägen näher zu treten und dem Deutschen Reich eine Organisation zu geben, wie sie die Vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen. Demnach müßten die Staaten Preußen und Bayern als die ungebührlich großen verschwinden, ebenso die kleinsten, die mit anderen zusammengelegt würden. Preußen und Bayern müßten in einzelne Teile, die man mit dem guten alten Namen Gauen bezeichnen könnte, unter einem „Gaugrafen“ zerlegt werden,

etwa einen Preußengau (Ostpreußen), Pommerngau, Westfalengau, Rheingau, Hannovergau, zu dem Braunschweig gelegt werden könnte, usw. Bayern wäre in 3 bis 4 Gaue zu zerlegen, Württemberg, Sachsen und Baden bildeten je einen Gau, ebenso Hessen mit Nassau. Der Thüringergau umfaßte die jetzige preußische Provinz Sachsen nebst einem Teile der kleinen thüringischen Fürstentümer, andere Gaue bildeten die beiden Mecklenburg zusammen und Schleswig-Holstein. Die einzelnen Gaue erhielten eine Selbständigkeit, etwa nach dem Muster der Einzelstaaten der Nordamerikanischen Union und wären einer starken Zentralgewalt, sei es mit monarchischer oder republikanischer Spitze, unterstellt, deren Sitz eine in der Mitte Deutschlands gelegene Stadt wäre, die mit ihrer näheren Umgebung eine ähnliche Selbständigkeit wie Washington erhielte.

Man kann einwenden, daß damit dem historisch Gewordenen eine arge Vergewaltigung geschähe. Das trifft aber doch nicht völlig zu und die Einigkeit Deutschlands würde am besten hergestellt, wenn die einzelnen, geschichtlich seit langem bestehenden deutschen Stämme jeder die größtmögliche Selbständigkeit bekämen. Preußen ist erst viel später, teils durch Erbschaften, teils durch Eroberungen, teils durch Zuerteilung bei Verträgen aus dem brandenburgischen Kurfürstentum zu dem starken und bedeutenden Staate geworden, der ihm gestattete, die Vormacht im neuen deutschen Reiche zu bilden. Bleibt es in Deutschland bestehen, so wird bei den anderen deutschen Stämmen immer das Gefühl sich erhalten, Deutschland werde nicht von einer deutschen Zentralgewalt regiert, sondern von einer preußischen. Will man ein starkes, einiges Deutschland haben, so muß, meiner Meinung nach, Preußen und auch Bayern ein Opfer bringen.

Man kann bis zu einem gewissen Grade den Vorgang der Einigung Italiens in Parallele bringen mit der Einigung Deutschlands, wie sie sich 1870 vollzogen hat. Was Preußen damals für Deutschland war, war das Königreich Sardinien für Italien, was die Hohenzollern für Deutschland, das die Savoyer für Italien. Aber da war ein Unterschied: Preußen mußte vor dem südlichen Teile Deutschlands Halt machen, während Sardinien sich auch Süditalien mit der Waffe einverleibte und selbst vor Rom nicht stehen blieb. So ward Italien in der Tat ein einiges Reich und Volk, während Deutschland es nur scheinbar ward. Gewiß, schon 1870 und als es im Jahre 1914 zum Kriege kam,

und die ganzen Kriegsjahre hindurch haben alle deutschen Staaten treu zu Preußen und später zu Kaiser und Reich gestanden bis zum letzten Augenblicke; mir wenigstens ist von Sonderbestrebungen nichts bekannt geworden. Jetzt aber, nach dem Zusammenbruche der Kaiserlichen Reichsgewalt, machen sich die Sondergelüste wieder mehr geltend, zwar nicht für eine Lostrennung von Deutschland, wenigstens wird diese bis jetzt stets gelehnet, wohl aber von Preußen. Ob wir unter dem neuen Stande der Dinge, unter der Republik, den festen Zusammenhalt werden bewahren können, scheint mir zweifelhaft. Die preußische Eigenart, die Großes erreicht und geschaffen hat, hatte nur feste Wurzeln in den ostelbischen Teilen Preußens, im Westen ist sie nie völlig sympathisch gewesen und noch weniger in Südwestdeutschland. Preußen verstand zu erobern, aber nicht zu gewinnen! Mir scheint unter den gegenwärtigen Verhältnissen der bekanntlich schon von anderer Seite vorgeschlagene Weg, der der Schaffung der Vereinigten Staaten Deutschlands, wie ich ihn angedeutet habe, der zum ersehnten Ziele führende. Es wird jedem Preußen- und Bayernherzen schwer werden, auf diesen Weg zu treten und Opfer zu bringen; aber es gilt einer großen, einer heiligen Sache, der Gewinnung eines einigen und starken deutschen Vaterlandes! Es gibt nur zwei Wege, diese feste Einheit zu erzielen: entweder den, welchen England, Frankreich und Italien gegangen sind, daß einer der Teilstaaten, als der stärkere, die anderen unterwarf und sich einverleibte, oder daß, nach dem Muster der Vereinigten Staaten Nordamerikas, jede Vormacht ausgeschlossen wird und die einzelnen Teilstaaten jeder dem anderen möglichst gleichgestellt werden. Soweit ich die deutsche Geschichte und den deutschen Volkscharakter zu beurteilen imstande bin, scheint mir der zweite Weg der richtigere und aussichtsvollere. Gern werden die den seit altersher bestandenen deutschen Stämmen angepaßten Gaue ihre Eigenart bewahrt sehen und in dem Gefühl, daß dieses nur bei festem Zusammenschluß unter einer Zentralgewalt in einem völlig einigen Deutschen Reiche möglich ist, vor allem sich als Deutsche fühlen lernen.

Was hielt nun mich und hält mich noch bei allen Erniedrigungen, Entbehrungen und Unbestimmtheiten unserer Gesamtlage aufrecht?

Das Vertrauen auf eine bessere Zukunft, die dem sichtlich noch nicht völlig politisch entwickelten deutschen Volke noch bevorsteht,

der Halt, den ich an meinen Kindern und Enkeln und an den wenigen mir aus der Jugendzeit übrig gebliebenen lieben Freunden und Verwandten fand und finde, vor allem aber die Arbeit!

Ich hielt noch nach meinem Übertritt in den Ruhestand in jedem Semester eine Vorlesung abwechselnd über Anatomie des Nervensystems und über Entwicklungsgeschichte im Universitätsgebäude für Hörer aller Fakultäten und erfreute mich dabei einer ansehnlichen Hörerzahl; dazu verwaltete ich bis zum 1. September 1919 mein Amt als ständiger Sekretar der Akademie und führte den Vorsitz bei einigen Vereinen, war Mitherausgeber des Archivs für Anatomie und Physiologie und des Archivs für mikroskopische Anatomie und Entwicklungsgeschichte, sowie des seit 1842 bestehenden, von Canstatt begründeten Jahresberichtes für die gesamten medizinischen Wissenschaften (19). Vor allem aber beschäftigten mich noch, während ich diese Erinnerungen niederschreibe, zwei wissenschaftliche Arbeiten, die zur Veröffentlichung bestimmt sind. Möge es mir vergönnt sein, sie noch im Druck fertig zu sehen, bevor ich meine Augen für immer schließe.

Arbeitslust und Arbeitskunst
Sind des Himmels höchste Gunst!

XV. Kapitel.

Fortschritte in den Wissenschaften und in der Technik und deren Verwertung für unsere Lebensführung seit meiner Geburt. Schlußwort.

Hat man, wie ich, ein langes Leben hinter sich, so gewahrt man rückschauend, daß sich vieles im Laufe der Zeiten geändert hat. Unser Wissen hat sich, seit ich das Licht der Welt erblickte und am Lernen und Mitarbeiten teilnahm, beträchtlich vermehrt, ebenso unser technisches Können; beides hat auf unsere öffentliche und private Lebensführung großen Einfluß ausgeübt, vor allem auf unsere Verkehrseinrichtungen, ebenso aber auch auf unser Hausleben. Auch im Kunstleben und dessen Betätigung zeigen sich mannigfache Änderungen. Gewöhnlich pflegt man alle diese Wandlungen als „Fort-